

NAGEL & KIMCHE

Pinkas Braun

# Vorspiel

Eine Jugend - ein Bühnenleben

ISBN-10: 3-312-00404-7

ISBN-13: 978-3-312-00404-1

Weitere Informationen oder Bestellungen unter  
<http://www.nagel-kimche.ch/978-3-312-00404-1>  
sowie im Buchhandel.

# 1

Wahrscheinlich war es die Ordnung im Theater, die mich so anzog, der überschaubare, geordnete Ablauf einer Inszenierung, eine Ordnung, die ich außerhalb des Theaters nie gekannt hatte. Im Theater spielte sich das Leben, obgleich meistens verwickelt, nach einem bestimmten, wiederholbaren Plan ab, der letztlich so oder so immer Klarheit schaffte. Wie froh war ich, wenn am Abend der Vorhang aufging und eine mir bekannte Zukunft vor mir lag. Doch kaum war der Beifall verklungen, der letzte Applausvorhang gefallen, überfiel mich das wirkliche Leben, das mir unwirklicher vorkam als die eben durchlebte zweistündige Bühnenexistenz. Die Katharsis, um die auf der Bühne gerungen wurde, verhalf den Menschen vor dem Vorhang vielleicht zu einem geläuterten Lebensgefühl, zumindest für eine Weile, aber hinter dem Vorhang brach die verrückte Außenwelt herein und mit ihr die Ungewissheit. Kein Autor mehr, der mir die Worte in den Mund legte, keine regieliche Choreographie, die Bewegungsabläufe bestimmte. Der Mensch, den ich mir einverleibt hatte, fiel in sich zusammen, und übrig blieb – ich. Die Probleme des Bühnenmenschen hatte der Autor gelöst, die meinen blieben mir überlassen.

Rückblickend, glaube ich, kann ich sagen, dass der dreizehnjährige Junge aus ungeordneten Familienverhältnissen nach seinem ersten Theaterbesuch so beeindruckt war vom Spiel, von der Musik, vom Ineinanderfließen der Szenen, hinter dem er eine ordnende Hand erahnte, dass er beschloss, Schauspieler zu werden. Er war mit der Schule im Stadttheater gewesen, so hieß damals das heutige Zürcher Opernhaus. *Schwanda, der Dudelsackpfeifer* von Jaromir Weinberger wurde gegeben. Zu Hause, beim Abend-

essen, erzählte er hingerissen von der Freundschaft zwischen dem Bauern Schwanda und Babinsky, der die Reichen beraubte und die Armen beschenkte, und er schloss seine Erzählung mit der Ankündigung: «Ich werde Schauspieler.» Er hatte damit bei seinem Vater und der fünf Jahre älteren Schwester einen großen Lacherfolg. Sie lachten ihn aus, den Versager, der in der Schule nur immer knapp den notwendigen Durchschnitt schaffte. Die Schwester war eine Musterschülerin an der Höheren Töchterschule, er galt als faul. Das war er auch – in allen Fächern, die ihn nicht interessierten. Sprachen interessierten ihn und Geschichte. Geschichten auch: Er erzählte beharrlich weiter von Schwanda, kämpfte gegen das Gelächter an und verhedderte sich begeistert und atemlos in seiner Geschichte von Babinsky.

Das Gelächter wich nach und nach einem spöttisch-geduldigen Schweigen, und schließlich unterbrach der Vater den wirren Wortschwall seines nun den Tränen nahen Dreizehnjährigen und hielt ihm wieder einmal vor: «Du bist undankbar. Du weißt nicht, was es bedeutet, in der Schweiz eine Schule zu besuchen!» Und zum hundertsten Mal musste er sich anhören, wie sein Vater noch immer darunter litt, weder eine Schule besucht noch einen Beruf erlernt zu haben. 1904 war er direkt von der Talmudhochschule, der Jeschiwah, aus Galizien nach Zürich gekommen. Galizien gehörte damals noch zum polnischen Teil der K.u.K.-Monarchie.

Der Vater war vor dem wachsenden Antisemitismus in Polen geflohen, kam in Zürich an mit nichts als seinem hebräischen Talmudhochschulwissen und mit polnischen und jiddischen Sprachkenntnissen; Letztere hielt er für Deutsch. Bei seiner Ankunft in Zürich war er achtzehn und hatte weder einen Beruf noch Geld. Sein einziges Kapital war eine außergewöhnliche Lernfähigkeit, die er seinem langjährigen Studium an der Jeschiwah verdankte. Er brachte sich alles Weitere selber bei, lernte nachts und arbeitete tagsüber als Gelegenheitsarbeiter. Er nahm jede Arbeit an, die ihm

seine Frömmigkeit erlaubte, wurde wegen seines Kaftans, seines Bartes, seiner Schläfenlocken verspottet und kämpfte sich durch, bis er sich in der neuen Welt zurechtgefunden hatte. Hat er?, dachte der Dreizehnjährige, aber er sagte nichts. Dafür sagte die Schwester, die Musterschülerin, die Maturandin: «Nimm dir ein Beispiel!» Seine Mutter legte tröstend einen Arm um ihn, während er stumm vor sich hin starrte, sich aber insgeheim schwor, Schauspieler zu werden.

Er? Jener dreizehnjährige Junge war natürlich ich. Er – ich: klingt wie Erich. Laut Lexikon «der allein Mächtige». Er, der Schauspieler werden wollte und mein Ich bestimmte. Er – ich. Erich! Vielleicht fällt mir der Umgang mit meiner Vergangenheit in der dritten Person leichter.

Erich hatte einen Schulfreund: Müssi. Eigentlich hieß er Hans Müssler. Seine Mutter arbeitete im Theater, im Schauspielhaus. Sie war Garderobiere. Müssi redete oft und viel vom Theater, von den Generalproben, die er seiner Mutter wegen sehen durfte. Eines Tages vertraute Erich sich ihm an. Und Müssi lachte nicht. Er blieb lange Zeit der Einzige, der Erichs Berufsträume kannte.

Ungefähr ein Jahr nach dem *Schwanda*-Erlebnis und der väterlichen Abfuhr nahm Müssi ihn mit ins Schauspielhaus zur Generalprobe von *Macbeth*. Sie schwänzten die Schule. Das war für Müssi ein einfaches Vergehen, aber für Erich ein doppeltes: Es war Samstag. Erich schwänzte nicht nur die Schule, er entheiligte auch den Schabbath, indem er ins Theater ging. Die Schule war am Schabbath erlaubt, mit Einschränkungen: Die Schultasche durfte er nicht tragen, und schreiben durfte er nicht, das war streng verboten. Dass Erich an jedem Schabbathnachmittag Fußball spielte, war zwar auch verboten. Aber er war ziemlich sicher, dass sein Vater ihm längst auf die Schliche gekommen war und es als lässliche Sünde übersah, wenn Erich vom Training oder einem Spiel erschöpft und verdreckt nach Hause kam.